

Constanze Bohg
mit Lukas Lessing

Viereinhalb Wochen

Die Geschichte von unserem
kleinen Julius

Pattloch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de



© 2012 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Quellennachweis:

Seite 183, Psalm 139,1–18: © 2010, Karl-Heinz Vanheiden;
www.kh-vanheiden.de; alle Rechte vorbehalten

Seite 220 f., aus: Ursula Goldmann-Posch: Wenn Mütter trauern;
© 2001 Verlagsgruppe Droemer Knauer, München

Seite 235, Dietrich Bonhoeffer, aus: Dietrich Bonhoeffer:
Widerstand und Ergebung; ©1998, Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Fotos: Tibor Bohg

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-629-13023-5

Für Julius Felix
Du fehlst uns so sehr,
kleiner Klopfer

Unsere Erdbeere

Am Anfang meiner Schwangerschaft nannten wir unser ungeborenes Kind noch Erdbeere, weil mir in den ersten drei Monaten fast immer so übel war, dass ich nichts anderes vertrug als Obst. Am liebsten aß ich Erdbeeren, und zum Glück war gerade Erdbeerzeit, Mitte Mai, ein richtiger Wonnemonat, ein Tag schöner als der andere.

Die allerersten Erdbeeren aus dem Berliner Umland waren schon auf dem Markt. Ich aber lag im Dunkeln. Es war der 16. Mai 2011, und an jenem Tag sollte das Licht für lange Zeit aus meinem Leben und aus dem Leben meines Mannes Tibor verschwinden.

»Das hier sind die Oberschenkelknochen, die vermessen wir jetzt.«

Die Ärztin fuhr mit ihrer Sonde über meinen mit Kontaktgel bestrichenen Unterbauch. Das fühlte sich noch kalt an, weil sie eben erst mit der Untersuchung begonnen hatte, doch mit der Zeit war es bald so warm wie meine Bauchdecke.

»Magen ... unauffällig.«

Ich lag auf einer bequemen Liege, vor mir an der Wand hing ein riesiger Flachbildschirm, auf dem ich unsere Erdbeere genau erkennen konnte, weit mehr als überlebensgroß. Neben mir saß mein Mann Tibor. Er hielt meine Hand und starrte wie ich gebannt auf den Bildschirm. Bei meiner Frauenärztin waren wir schon zweimal zur Ultraschalluntersuchung gewesen, aber einen so faszinierenden Blick hatten wir dabei noch nicht auf unser heißersehtes Kind werfen können. Wir waren in einem »Babykino«, wie die hochspezialisierten Praxen für Pränataldiagnostik mit

ihren Hightech-3-D-Ultraschallgeräten unter werdenden Eltern gern genannt werden.

»Blase ... gefüllt, sehr gut.«

Dr. Anke Sarut López sprach mit angenehmer, wenn auch routinemäßig nüchterner Stimme. Das geht vermutlich nicht anders, verbringt die Ärztin doch den ganzen Tag an ihrem Gerät, um auf dem kleineren Monitor im Halbstundenrhythmus Beinchen, Ärmchen, Bäuche und Köpfe von immer neuen Ungeborenen zu untersuchen und die Ergebnisse anzusagen. Neben ihr sitzt eine Assistentin vor einem weiteren Bildschirm und tippt in den Rechner, was die Ärztin feststellt.

»Nieren ... unauffällig.«

Ich war glücklich, weil ich meine Erdbeere so genau sehen konnte wie bei keinem Ultraschall zuvor. Und ich hatte Angst. Ich hatte Angst, dass etwas nicht Ordnung sein könnte mit unserem Kind. Ich hatte ein unbestimmbares Gefühl, ein Flattern strömte durch meinen Körper. Vielleicht war meine geliebte Erdbeere während der Untersuchung auch deshalb so ruhelos. Ich hatte vorher noch an meinen Bruder denken müssen, an Justus. Er ist mit dem Down-Syndrom zur Welt gekommen und heute ein wunderbarer junger Mann, den ich über alles liebe. Hatte mich meine Frauenärztin deswegen an die Pränataldiagnostik überwiesen? Oder hatte sie einen anderen Verdacht gehabt?

»Der Magen ... ganz schön aktiv, das Kleine.«

Tibor und ich starrten angestrengt auf den Bildschirm, wo zwar eindeutig ein Kind zu sehen, für einen Laien aber kein Unterschied zwischen einem richtig oder falsch wachsenden Embryo zu erkennen war in diesem Labyrinth auf- und niedergehender, schmelzender und sich ununterbrochen blasenförmig verändernder Linien und Formen.

»Das Herz ...«

Die Ärztin schob ihre Sonde in rhythmischen Bewegungen über meinen Bauch, drückte mit ihr hierhin, dorthin. Immerzu war ihre Hand in Bewegung, genauso wie das Geschehen auf dem Monitor. Ruhig beobachtete sie den Bildschirm vor sich, klickte hin und wieder auf ihrer Tastatur, zoomte das Bild näher heran oder weiter weg und verschob den Ausschnitt so, wie sie ihn brauchte. Meine Ungeduld wuchs. Gliedmaßen, innere Organe ... alles schön und gut, doch ich hatte genug über Ultraschalldiagnostik gelesen und gehört, um zu wissen, dass der kritische Bereich bei dieser Untersuchung im Nacken liegt. Dort können Ärzte zwischen der elften und der vierzehnten Schwangerschaftswoche anhand einer Flüssigkeitsansammlung unter der Nackenhaut sehen, ob die Wahrscheinlichkeit für eine Chromosomenstörung, wie etwa einer Trisomie, oder für einen Herzfehler erhöht ist. Diese Untersuchung heißt auch »Nackentransparenzmessung«, und deswegen waren wir in der Praxis für Pränataldiagnostik in der Friedrichstraße. Dieser Tag war der erste meiner vierzehnten Schwangerschaftswoche.

»Herzfunktion normal.«

Die Ärztin schob ihre Sonde weiter. Bald, dachte ich, würde es so weit sein. Dann herrschte Stille. Ich hörte nur das Summen der Computer, ich hörte das Gleiten der Sonde auf meinem Bauch. Ich hörte das Atmen der Ärztin. Ich hörte meinen Atem, ganz laut meinen Atem. Ich spürte, wie sich zuerst mein Bauch verkrampfte, dann meine Beine, mein Herz, alles. Ich spürte den zunehmenden Druck von Tibors Hand in meiner, ich spürte seine Versteinigung. Mein Atem stockte. Stille. Ich suchte das Gesicht der Ärztin und sah, wie es sich, beleuchtet vom hellen Schein ihres Monitors, verfinsterte. Wortlos fuhr sie mit ihrer Sonde auf meinem Bauch auf und ab.

»Mit Ihrem Baby ist leider nicht alles in Ordnung«, sag-

te sie mit belegter Stimme. Ihre Worte dröhnten geradezu nach einer Ewigkeit lähmender Stille in den Raum hinein, »die Kontur des Nackens ist nicht normal.«

Wieder herrschte Stille. Ich suchte das Gesicht meines Mannes und sah nur die Tränen, die über seine Wangen liefen. Ich fühlte nichts. Ich war versteinert. In mir war mit einem Mal alles dunkel. Es war das Wissen, dass unser Kind krank war. Das war instinktives Wissen, nicht verstandesmäßiges Erkennen. In jenem Moment erkannte ich nichts. Ich sah mich nur selbst auf der Liege, wie in einem Film.

»Entschuldigen Sie mich bitte, ich muss Herrn Professor Chaoui rufen.«

Dann ließ sie uns zurück. Tibor, mich und eine unsichere Assistentin. Ich sah meinen Mann an, er sah mich an. Es gab nichts zu sagen, nichts zu tun, als zu warten. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Ärztin zurück war. Hinter ihr kam der Chef der Praxis, einer der führenden Pränataldiagnostiker Deutschlands. Professor Dr. Rabih Chaoui trug ein sorgenvolles Gesicht und machte keine langen Worte, sondern setzte sich an den Platz seiner Kollegin, nahm die Sonde an sich und vollführte damit die gleichen Bewegungen über meinen Bauch, immer wieder. Die Dunkelheit des Raumes erdrückte mich, ich rang nach Luft. Der sonnige Maitag hinter den Jalousien war unendlich weit weg. »Meine Erdbeere«, schluchzte Tibor, jetzt dicht neben mir. Er weinte und weinte.

»Mit ihrem Baby ist etwas überhaupt nicht in Ordnung«, sagte der Professor und reichte mir ein paar große Zellstofftücher, »könnten Sie sich bitte das Gel abwischen und sich wieder anziehen?«

Mechanisch tat ich, was er wollte. Der Arzt bat uns beide vor seinen Monitor.

»Ihr Kind hat eine schwere Hirnfehlbildung. Sein Kopf

ist hinten offen, sein Kleinhirn wuchert dort hinaus, eine sogenannte occipitale Encephalocoele.«

Er erzählte noch viel mehr, über offene Rücken und offene Nacken, über nicht funktionierende Kreisläufe und Fehlfunktionen des Gehirns, über geringe Überlebenschancen und irreparable Schädigungen. Sein Monolog perlte an mir ab wie Wasser an einer Glasscheibe. Ich war immer noch gelähmt, bis ich mich etwas sagen hörte.

»Geht es dem Baby gut, und leidet es auch nicht?«

Professor Chaoui hob erstaunt den Blick. Mit dieser Frage hatte er offenbar nicht gerechnet. »Das Baby leidet nicht, das kann ich Ihnen versichern. Das Baby ist in der Fruchtblase gut aufgehoben.« Daraufhin setzte er seinen Monolog fort. Nüchtern, aber, wie mir vorkam, voller Mitgefühl. Sein Urteil war mehr als deutlich: »Familie Bohg, mit diesem Befund kann ich Ihnen keine Hoffnung machen. Es sieht sehr schlecht aus. Das Baby besitzt kaum eine Überlebenschance. Wenn es überhaupt lebend durch den Geburtskanal kommt, hat es wenig Chancen, weiter zu leben.«

Ich war versteinert und seltsam nüchtern zugleich. Ich konnte nichts fühlen, nur Fragen stellen, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Ich hatte keine geordneten Gedanken. Ich hielt Tibors Hand und er hielt meine. Mechanisch streichelte ich meinen Bauch. Tibor saß regungslos neben mir. Ich fühlte mich wie in freiem Fall. Kommt die Hand, die dich auffängt, dachte ich, oder schlägst du auf den Boden und zerspringst dort in tausend Teile?

»Aus meiner Sicht spricht alles für einen Schwangerschaftsabbruch. Andere Frauen in Ihrer Situation entscheiden sich meistens dafür ...«

Dieser Satz des Professors riss mich für einen Moment aus meiner Starre. Eine Abtreibung? Mein Kind? Jetzt schon sollte alles vorbei sein mit dem Leben unseres heiß-

ersehten Kindes, jetzt schon, bevor es überhaupt richtig begonnen hatte? Von einer Sekunde auf die andere stieg Trotz in mir auf wie die Lava in einem Vulkan. »Das entscheiden wir, wie es hier weitergeht«, blaffte ich den Arzt an. Der ließ sich keine Irritation anmerken, auch keinen Ärger. Er schien nur noch aufmerksamer zu sein als zuvor, noch einfühlsamer. »Sie müssen erst mal zur Ruhe kommen und abwägen«, sagt er, »lassen Sie uns weitersprechen, wenn Sie so weit sind. Wir werden Ihnen einen zweiten Termin geben, gleich morgen, hier in der Praxis, zur humangenetischen Beratung. Morgen ist Dienstag, da kommt immer eine ... dafür sehr geeignete Psychologin zu uns ... für solche Fälle. Wenn Sie wollen, mache ich bei ihr auch einen Termin für Sie.« Das war mein erster Lichtblick seit Stunden, wie mir vorkam, obwohl unser Gespräch nur ein paar Minuten gedauert haben konnte. Psychologische Beratung! Tibor und ich mussten genickt oder ja gesagt haben, denn die Assistentin trug unsere Namen im Computer ein und händigte uns die Termine aus.

Arm in Arm mit meinem Mann taumelte ich aus dem Behandlungsraum. Verheult und zitternd trotteten wir der Assistentin hinterher, vorbei an den aufblickenden Schwangeren und werdenden Vätern, die im Wartezimmer saßen. Wie die Zombies wankten wir durch die Reihen der Glücklichen, dachte ich, Wesen von einem anderen Stern. Ob die mir ansehen, dass ich ein sterbendes Baby in meinem Bauch trage? Mechanisch folgten wir ihr in einen anderen Raum, wo nichts war als eine Liege und ein bequemer Sessel. »Hier können Sie sich erst mal zurückziehen und zu sich kommen«, hörte ich die Frau sagen. Ich sah nur das Schild »Bitte nicht stören« an der Tür, die rote Liege, auf die ich mich fallen ließ, Tibor neben mir. Der Schmerz brach aus mir heraus, sobald wir allein waren. Tränen flossen hemmungslos, beide schluchzten wir und weinten bitterlich.

Eine Stunde wie eine ganze Nacht lang. In meiner Verzweiflung fing ich zu beten an. »Hol es oder heil es«, beschwor ich Gott, um im nächsten Moment »das arme Baby, das arme Kleine« zu wimmern, immer wieder. »Das wird nie Fahrrad fahren lernen, das wird nie Ball spielen ...« Die Welt war ein Raum mit einer Liege und einem Sessel und einem Bild an der Wand. Das war alles. Wir waren am Ende der Welt angekommen.